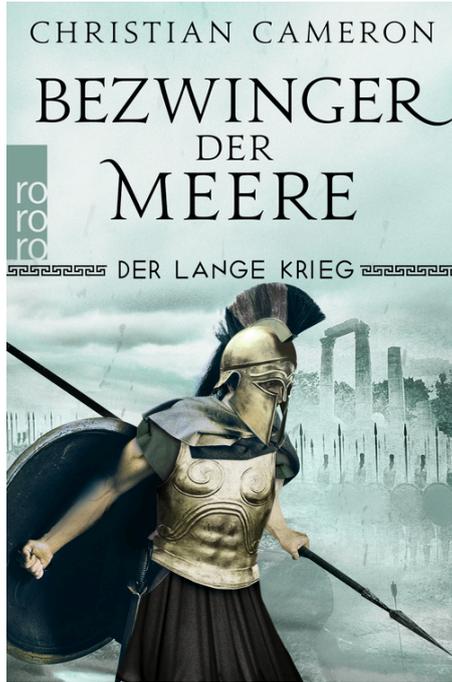


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-21855-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

«Christian Cameron ist einer der besten Autoren historischer Romane weltweit.» (Ben Kane)

Christian Cameron wurde 1962 in Pittsburgh, Pennsylvania, geboren. Nach dem Geschichtsstudium an der Universität von Rochester trat er in die Navy ein, wo er lange Zeit im Bereich der Aufklärung arbeitete. Seit 20 Jahren ist Christian Cameron Vollzeit-Autor und schreibt erfolgreich historische Abenteuererien, die weltweit erscheinen. In seiner Freizeit besucht er am liebsten geschichtsträchtige Orte oder unterrichtet historischen Schwertkampf. Der Autor lebt mit seiner Familie in Toronto.

Mehr über den Autor und seine Bücher:
<https://christiancameronauthor.com>

Dr. Holger Hanowell, geb. 1969 in Münster, ist freier Übersetzer. Er studierte Geschichte und Anglistik in Münster sowie an der University of Sheffield, promovierte später in englischer Philologie und Buchwissenschaft. Zu Forschungszwecken lebte er in London, Oxford und Cambridge. In der Belletristik übersetzte Holger Hanowell zahlreiche Werke von Klassikern über Thriller und Fantasy bis zu Historischen Abenteuerromanen und machte so u. a. die Bücher von Ben Kane für deutschsprachige Leser zugänglich.

Christian Cameron

**Der Lange Krieg:
Bezwinger der Meere**

Historischer Roman

Aus dem Englischen von Holger Hanowell

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel «Poseidon's Spear» bei Orion Books Ltd., London.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, April 2020
Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
«Poseidon's Spear» Copyright © 2012 by Christian Cameron
Redaktion Rainer Delfs
Karte Copyright © Peter Palm, Berlin
Covergestaltung Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Coverabbildung CollaborationJS/Trevillion
Images; Stephen Mulcahey / arcangel
Satz aus der Karmina
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck, Germany
ISBN 978-3-499-21855-2

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de

Prolog

Aha, sind wir also wieder hier versammelt.

Gestern Abend habe ich euch von Marathon erzählt – wahrlich ein unvergleichlicher Tag für einen Krieger! Jenen Tag haben alle Männer, die zugegen waren, ob bedeutend oder unbedeutend, in Erinnerung behalten. Doch selbst Marathon – der große Sieg Athens und Platäas gegen die Macht Persiens – setzte dem Langen Krieg kein Ende.

Tatsache ist, Thygater, ein ehrenwerter und aufrechter Mann könnte behaupten, dass die Schlacht von Marathon den Langen Krieg überhaupt erst ausgelöst hat. Vor Marathon gab es den fehlgeschlagenen Ionischen Aufstand, und damals hätte jeder, der bei Verstand war, gesagt, dass die griechische Seite unterlegen war, dass die Griechen verloren hatten. Im fernen Sardis – oder in Persepolis, der Hauptstadt des persischen Großreichs – wussten einige Leute gar nicht, dass es Athen überhaupt gab. Dort hatte man womöglich nie etwas von Sparta gehört, und ich möchte wetten, dass kein Perser, keiner dieser mit Goldschmuck behangenen Bastarde, je etwas von Platäa gehört hatte.

Ich hingegen kam in Platäa zur Welt, und mein Vater brachte mir das Schmiedehandwerk bei. Doch mein Lehrer Kalchas sah den Mann des Blutes in mir und bildete mich im Schatten des Grabmals des Leitos zum Krieger aus. Aber ich will nichts unterschlagen – denn schon mein Vater war ein ausgezeichnete Krieger und wurde zum Polemarch unserer Stadt ernannt. Er führte uns in den Krieg gegen Sparta und Korinth, in «der Woche der drei Schlachten», wie die Ereignisse später genannt wurden. Mein Vater kämpfte wie ein Löwe und starb – ermordet von seinem Vetter Simonalkes. Der Schurke

erstach meinen Vater während der Schlacht rücklings. Mögen die Geier immerdar von Simons Leber fressen, auf dass er Qualen erleidet in der Welt der Schatten! Simonalkes verkaufte mich in die Sklaverei. Ich war verwundet über den Leichnam meines Vaters gesunken, und Simon schleifte mich vom Schlachtfeld und verschachtelte mich. Warum tötete er mich nicht? Womöglich wäre das für ihn besser gewesen, aber wie so oft leiten bössartige Menschen ihren eigenen Untergang durch ihr eigenes Handeln ein. So wirken die Götter in der Welt der Menschen.

In Ionien wuchs ich zum Mann heran, wurde Sklave des Hipponax und dessen Sohn Archilogos. Und um ehrlich zu sein, ich liebte diese Menschen und bereute es nur selten, fortan als Sklave leben zu müssen. Aber Archilogos hatte eine Schwester, Briseis, und für mich war sie wie Helena, die zu neuem Leben erwacht war. Damals war sie erst dreizehn oder vierzehn, dennoch wetteiferten die Männer um ihre Gunst – erwachsene Männer.

Ich liebte Briseis und liebe sie auch heute noch.

Nicht dass mir diese Liebe viel Freude bereitet hätte.

Ich wurde wie ein Aristokrat erzogen, durfte an der Seite meines jungen Herrn an den Unterrichtsstunden teilnehmen – auf diese Weise kam ich in den Genuss der Weisheit des Heraklit, den bis auf den heutigen Tag viele wie einen Gott verehren.

Als ich siebzehn Jahre alt war, brachen Ereignisse über das Haus meines Herrn herein, die alles veränderten – es kam zu Verrat, Ehebruch und Bürgerkrieg. Diese Geschichten habe ich euch schon erzählt. Aber letzten Endes scherten die Ionier – also die Griechen aus Asia und von den Inseln entlang der Küste – aus dem Bündnis mit Persien aus und zogen in den Krieg. Hipponax ließ mich frei, ich blieb Archilogos' Freund und Kampfgefährte. Doch in meiner Hybris schlief ich mit Briseis und wur-

de daraufhin aus dem Haus verbannt. Fortan musste ich mich durchschlagen und meinen Weg in der Welt finden. In einer Welt, die mit einem Mal nur noch aus Krieg zu bestehen schien.

So marschierte ich neben anderen Kriegern und kämpfte mich auf meinem ersten Feldzug durch, vom Sieg bei Sardis zur schweren Niederlage auf den Ebenen vor Ephesos, der Stadt meiner Sklavenzeit. Und dann floh ich mit den Athenern. Auf Kreta diente ich als Söldner und kreuzte mit meinem eigenen Schiff vor Amathus, wo ich am ersten großen Seegefecht des Ionischen Aufstands teilnahm. Auf See waren wir siegreich, doch an Land verloren wir erneut, und ich setzte mich mit einem gekaperten Schiff und einer miesen Mannschaft ab.

Schließlich fand ich ein neues Zuhause bei Miltiades, dem Herrn aus Athen, und führte fortan ein Leben als Pirat. Seien wir ehrlich, Freunde, wir brachten Menschen um und raubten Schiffe aus, und somit waren wir nichts als gemeine Piraten, ganz gleich, was manche vielleicht aus der Rückschau behaupten.

Aber es war letzten Endes Miltiades, der den Ionischen Aufstand am Leben erhielt, wie ich euch bereits erzählt habe. Wir kämpften und kämpften und waren eines Tages imstande, die Meder aus jenen Gebieten auf der Chersones-Halbinsel zu vertreiben, die sie zuvor besetzt hatten. Von da an wurde die Chersones unser Stützpunkt, von dem aus wir dem Feind zusetzten - zumindest so lange, bis die Perser größere Truppen schickten und uns von der Halbinsel vertrieben.

Derweil tat ich das, was Miltiades mir auftrug: Ich tötete, raubte und sorgte dafür, dass mein Name weithin bekannt wurde.

Nach einem Jahr voller Kampf mussten wir erneut Niederlagen einstecken. Doch dann erwischten wir ein persisches Geschwader vor der thrakischen Küste, fernab

von den Häfen und Küstenstädten der Perser, und schlugen sie vernichtend – und in jenem Gefecht brachte ich Briseis' Nichtsnutz von einem Gemahl um. Auch diese Geschichte habe ich euch lang und breit erzählt.

Da Briseis nun ungebunden war, dachte ich, sie würde mich heiraten.

Ich hatte mich geirrt. Denn sie ging in den Osten, um dort jemanden zu ehelichen, der älter, weiser und sehr viel einflussreicher war als ich.

Also kehrte ich zurück nach Platäa. Dort führte ich den Hof meines Vaters und gab mir Mühe, ein guter Bronzeschmied zu sein.

Doch eines Tages kam ein Mann am Grabmal des Helden auf den Hängen des Kithairon ums Leben – ich begab mich nach Athen, um die Angelegenheit zu regeln, und schon bald war ich wieder auf See, tötete Menschen und kaperte Schiffe. Es ist schwer, all dies in ein oder zwei Sätzen zu erklären, Thygater. Aber das war es, was ich in jenen Tagen tat. Ich kämpfte wieder einmal gegen die Perser. Ich diente unter Miltiades – brachte auf dem Seeweg Getreidelieferungen nach Milet, die einst größte Stadt Ioniens, die von den Persern belagert wurde. Es gelang uns, die ärgste Not der Belagerten zu lindern. Dann stellten die Griechen aus den östlichen Landen eine riesige Flotte zusammen, und gemeinsam machten wir uns auf den Weg, Milet zu retten.

Doch wir versagten.

Vor Lade kämpften wir auf See, doch dann wechselten die Männer aus Samos die Seiten, sodass viele meiner engeren Freunde starben. Milet fiel, und im Nachhall dieser Niederlage wurde ganz Ionien erobert. Von da an waren die Griechen aus dem Osten keine freien Männer mehr. Auf einigen Inseln wurden alle Männer getötet, die Frauen in die Sklaverei verkauft.

Seltsam, Thygater, denn ich liebte die Perser, ihren Sinn für Wahrheit, ihre vorbildliche Lebensweise. Es waren gute Menschen, denen Ehre alles bedeutete, doch der Krieg brachte die schlimmsten Seiten zum Vorschein. Ich kann es nicht anders ausdrücken, aber die Perser benahmten sich wie Tiere – wie Menschen es leider allzu oft im Krieg tun.

Sie verwüsteten Ionien und Ätolien, und wir – die Überlebenden – flüchteten ins Exil. Ich kehrte nach Hause zurück, nachdem Briseis mich erneut abgewiesen hatte.

So kam es, dass ich wieder die Schmiede in Platäa betrat. Tatsächlich wurde aus mir ein ansehnlicher Bronzeschmied.

Aber ich hatte nun einmal berühmte Freunde und war weit über die Grenzen unserer Polis bekannt. Als Miltiades in Athen des Verrats bezichtigt wurde, gelang es mir, ihn von all den Vorwürfen reinzuwaschen – wenn ihr möchtet, gebe ich diese Episode erneut zum Besten, gegen einen Obolus.

Unmittelbar nach den Ereignissen in Athen machte sich meine Schwester daran, mir eine passende Ehefrau zu suchen. Sie war wunderschön. Zweifelt ihr etwa daran? Ja, sie war schön wie Helena, und hätte ich nicht Miltiades gerettet ...

Wie dem auch sei, ich nahm Euphoria zur Frau.

Und einen Sommer später, als unser Kind unter ihrem Herzen heranwuchs, führte ich die Phalanx aus Platäa über die Berge nach Attika, um Athen beizustehen. Diesmal, als die Perser uns die Schlacht aufzwangen, hatten wir keine Verräter in unseren Reihen und wurden nicht für zu leicht befunden. Nein, diesmal standen uns die Götter bei. Diesmal standen uns nicht nur Apollon und Zeus, sondern auch Ares und Athene bei, sodass es uns gelang, die Perser bei Marathon zu schlagen.

Diese Geschichte habe ich euch ja gestern Abend erzählt.

Und als ich dann nach Hause kam, teilte man mir mit, dass meine schöne Euphoria im Kindbett gestorben war. Das neugeborene Kind - ich bekam es nie zu Gesicht - lag bei einer Sklavin in den Windeln. Doch ich ging davon aus, dass es tot war. Meine Schwester macht sich immer noch Vorwürfe, dass sie mich nicht auf das Kind aufmerksam gemacht hat. Ich habe ihr das nie vorgehalten. Aber wenn ihr meine Erzählung verstehen wollt, müsst ihr begreifen, dass ich fest davon ausging, mein Kind sei tot ...

Ich nahm meine Frau vom Totenbett, brachte sie auf meinen alten Hof und übergab ihren Leichnam den Flammen. Zuvor hatte ich ihren leblosen Leib mit allen Schmuckstücken bedeckt, die sie je getragen, mit allen Stoffen, die sie zu Lebzeiten gewebt hatte.

Dann nahm ich mir ein Pferd und ritt davon.

Das hätte das Ende sein können. Aber es war natürlich ein neuer Anfang, denn so verfahren die Götter mit uns Menschen.

Ich will euch das begreiflich machen. Nach Marathon war nichts mehr, wie es war. Niemand war derselbe wie zuvor. Das Leben hatte seine Süße verloren. Tatsächlich hatten die meisten von uns das Gefühl, dass unsere größten Taten und Tage hinter uns lagen. Wir glaubten, für uns gäbe es nicht mehr viel zu tun. Und vergesst nicht, ich hatte Frau und Kind verloren. Ich hatte nichts mehr, für das es sich zu leben gelohnt hätte. Für mich gab es kein Leben mehr, zu dem ich hätte zurückkehren können.

Teil 1 Sizilien



Σιληνός

ὄρῳ πρὸς ἄκταῖς ναδὸς Ἑλλάδος σκάφος
κώπης τ' ἄνακτας σὺν στρατηλάτῃ τινὶ
στείχοντας ἔς τόδ' ἄντρον: ἀμφὶ δ' αὐχέσιν
τεύχη φέρονται κενά, βορᾶς κεχρημένοι,
κρωσσούς θ' ὑδρηλούς. ὦ ταλαίπωροι ξένοι:
90τίνες ποτ' εἰσίν; οὐκ ἴσασι δεσπότην
Πολύφημον οἷός ἐστιν ἄξενόν τε γῆν

τήνδ' ἐμβεβῶτες καὶ Κυκλωπίαν γνάθου
τὴν ἀνδροβρῶτα δυστυχῶς ἀφιγμένοι.
ἀλλ' ἥσυχοι γίγνεσθ', ἵν' ἐκπιθώμεθα
πόθεν πάρεισι Σικελὸν Αἴτναϊον πάγον.

*Ein Schiff von Hellas seh' ich in der Bucht
Des Vorgebirgs vor Anker, und die Helden
Annahen mit dem Führer zu der Höhle.
Die leeren Schläuch' und Krüge auf dem Nacken
Nah'n sie um frische Quellenflut zu schöpfen.
O arme, unglücksel'ge Fremdlinge!
Die nicht den rohen Polyfemos kennen
Und sein, den Gästen unwirtbares Haus,
Zu dem sie jetzt emporgestiegen sind.
Doch schweigt, damit wir das Geschlecht erforschen,
Woher sie landend nahen Ätnas Höhen.*
EURIPIDES, KYKLOPS, ERSTE SZENE

1. Kapitel

Ich stand vollkommen neben mir, hatte den Kopf verloren.

Ich ritt in südlicher Richtung davon, vorbei am Grabmal des Helden, und der Hufschlag war so laut, dass Idomeneus aus seiner Behausung eilte, einen Jagdspeer in der Hand. Aber ich wollte nicht in der Nähe meines Freundes sein, suchte keinen Trost bei meinem blutdürstigen, oftmals irrsinnigen Gefährten. Nein, ich sprengte an ihm vorbei, hinauf in die Berge.

Ich nahm die Flanke des Kithairon bis zu dem Altar meiner Sippe. Also bis zu jener Kultstätte aus altem Stein, wo die Mitglieder der Korvax-Sippe seit jeher dem heiligen Berg Opfer darbrachten, seitdem der Held Leitos nach Troja aufgebrochen war, aber auch schon vorher.

Ich hatte nichts bei mir, was ich hätte opfern können, und Regen hatte eingesetzt. Es regnete und regnete, und ich stand an dem Altar der Asche und sah zu, wie der Regen die zerfurchte Steinplatte reinwusch, sah zu, wie das Wasser hügelabwärts floss. Und mein Leben war wie die Asche – so nutzlos, dass es nur noch weggespült werden konnte. Blitze zuckten über den Himmel, Blitzstöße des Zeus gingen auf die Erde hernieder, und ich stand neben dem Altar und betete, Zeus möge mich holen – was für eine hehre Art, den Gott der Götter anzurufen! Ich stand aufrecht, und bei jedem grellen Blitz glaubte ich, dass es mit mir vorbei wäre.

Doch die Blitze trafen mich nicht, das Gewitter zog allmählich ab. Eigenartig – ich hatte beschlossen, mich selbst zu töten, und erkannte dann, dass ich weder Schwert noch Jagdspeer zur Hand hatte. In der Rückschau kommt es mir fast schon komisch vor.

Ich war erschöpft – eine Woche zuvor hatte ich bei Marathon gekämpft und mich noch nicht von den Strapazen erholt. In den Bergen setzte mir der kalte Regen zu, ging mir bis auf die Knochen. Mein Schwert und mein Speer waren unten in der Ebene – im Haus meiner Schwester, wo man mich gewiss längst zurückerwartete. Bestimmt traf meine Schwester bereits Vorkehrungen, Euphoria angemessen zu bestatten ... Aber ich wollte nicht zurück.

Das Kithairon-Gebirge hat keinen markanten Felsvorsprung, von dem aus man sich leicht in den Tod stürzen kann. Ja, aus der Rückschau hat die ganze Angelegenheit etwas von einer schwarzen, düsteren Komödie – Arminestos, der große Held, will sich wie Ajax selbst das Leben nehmen, ist dafür aber viel zu müde und ausgeblutet.

Ehe die Dunkelheit hereinbrach, verließ ich den Gipfel wieder und hielt mich in westlicher Richtung. Eine Weile blieb ich auf dem Höhenzug, der zur See zeigt, mit der Absicht – nein, ich verfolgte keine klare Absicht. Ich denke, in meiner Verzweiflung hatte ich vor, mich von dem erstbesten Vorsprung in die Tiefe zu stürzen. Vielleicht hatte ich auch gar nichts im Sinn.

Mögest du nie so erschöpft und so von allen Göttern verlassen sein, dass du nur noch Vergessen suchst, Thygater. Mögen deine Tage von Licht erfüllt sein, auf dass du nie jene Düsternis erfährst, in der man sich nichts anderes ersehnt als die Erlösung von all seinen seelischen Qualen. Aber so niedergeschlagen fühlte ich mich.

So ging ich weiter und weiter, während es um mich herum immer dunkler wurde. Irgendwann fiel ich zu Boden und schlief ein, oder besser: Die Welt um mich herum schwand aus meiner Wahrnehmung.

Am Morgen wachte ich auf, in der Kälte, im Regen, in Nebelschwaden, die keine klaren Konturen mehr erkennen ließen – und ich wachte in dem Wissen auf, dass es für mich nichts mehr auf dieser Welt gab. Ich erwachte, doch mein erster Gedanke kreiste um den Tod meiner Frau. Mühsam kam ich auf die Beine und schleppte mich durch den Wald, längst ohne mein Pferd. Ich erinnere mich, dass ich Euphorias Namen laut rief, aber vermutlich war es eher ein verzweifertes Aufstöhnen als ein klares Rufen.

So streifte ich weiter ziellos durch den Wald, verließ nach und nach die Höhenzüge in östlicher und südlicher Richtung. Irgendwann muss ich wieder vor Erschöpfung eingeschlafen sein.

Auch am dritten Tag rappelte ich mich auf, ohne Nahrung, ohne Wasser, in der Kälte, die nichts als Regen brachte. Ich weinte, und der Regen spülte meine Tränen über die Erde. Ich betete, und der Himmel antwortete mir. Dann fiel mir ein, dass ich am Abend vor Marathon von Briseis geträumt hatte und nicht von Euphoria, und da ahnte ich in meinem Herzen, dass ich meine Frau mit diesem Treuebruch in den Tod getrieben hatte.

Ich war nur noch ein Tier, das dazu imstande war, andere Tiere zu töten, und ich sah mich nicht länger als Mensch, der des Lebens würdig war: Ich hatte den Tod verdient.

Es mag euch undenkbar vorkommen, Freunde, dass einer der Sieger von Marathon nur eine Woche nach dem größten Triumph in der Geschichte der Menschheit derart verzweifelt war, aber wer Krieger kennt, der weiß, dass sich nach dem Blutrausch und dem Töten Abscheu, Ekel und eine unbeschreibliche Leere einstellen. Es stimmt, bei Marathon waren wir über uns hinaus-

gewachsen, hatten schier Übermenschliches vollbracht. Aber der Preis war hoch gewesen.

Denn nach und nach tauchten die Gesichter der Männer vor mir auf, die ich getötet hatte – nicht nur bei Marathon, nein, vor meinem geistigen Auge erstand jener erste Helot, den ich einst bei Oinoe mit einem Speerwurf ins Reich der Schatten befördert hatte.

Ich musste an das Sklavenmädchen denken, das ich hatte beschützen wollen. Ich hatte das gelobt, die junge Frau dann aber im Stich gelassen.

Jener hübsche Junge kam mir in Erinnerung, den ich auf dem Schlachtfeld bei Ephesos getötet hatte, weil ich ihn von seinen fürchterlichen Qualen erlösen wollte.

Auf Kreta hatte ich eine Frau verlassen, die von mir schwanger war – auch sie fiel mir nun wieder ein.

Natürlich sah ich ständig Euphoria vor mir, und nun bereute ich, wie oft wir uns gestritten hatten. Vermutlich hatte ich meine schöne Frau viel zu selten in Ehren gehalten.

Immer weiter ging ich den Berg hinunter, auf der Suche nach einem Felsvorsprung, einer Klippe ... Schließlich fand ich eine Stelle.

Der Regen hörte auf, als ich die höchste Stelle einer Klippe erreichte. In der Tiefe konnte ich nichts erkennen – alles war in Nebel gehüllt. Doch die Sonne war im Begriff, durch die Wolkendecke zu brechen. Und während ich dastand, brach ein einzelner Strahl von Helios' Kraft durch eine kleine Lücke und beleuchtete den Boden vor meinen Füßen. Allmählich lösten sich die Nebelschwaden in der Tiefe auf.

Nun gut.

Apollon wies mir den Weg. Er war eigentlich nie mein Freund gewesen, jener Gott, und ich hätte seinen

Ruf missachten können, aber was ich wollte, war Auslöschung.

Ich sprach ein Gebet. Ich sagte ihren Namen laut.

Ich sprang ...

Und landete im Wasser.

Die Götter lachen bestimmt über uns Menschen!

Ich war ins Meer gesprungen. Der Sturz war lang, und ich schlug übel auf. Der Aufprall presste mir die Luft aus den Lungen, und dann wurde ich endgültig zur Zielscheibe des göttlichen Spotts, denn anstatt mich von dem kalten Wasser in den Tod reißen zu lassen – es war ja meine Absicht, zu sterben! –, fing ich an, um mein Leben zu kämpfen. Wild schlug ich mit den Armen um mich, trat mit den Beinen, und meine Lungen sehnten sich nach kostbarer Luft, bis ich mit dem Kopf aus den Wellen nach oben schoss und die Luft einsog, als wäre sie herrlicher Wein.

Ich handelte wider meinen eigenen Wunsch, als ich zu schwimmen begann.

Ich befand mich nur wenige Pferdelängen von einer felsigen Küste entfernt – in tiefem Wasser, denn sonst wäre ich auf Felsen zerschellt –, aber nirgends gab es eine Stelle, um ungehindert an Land zu gelangen.

Oh, ich bin mir sicher, dass die Götter gelacht haben. Denn mit einem Mal durchpulste mich das Verlangen zu leben, und so ruderte ich kraftvoll mit beiden Armen, doch ich wusste nicht, wohin, da um mich herum nur schroffe Felsen aus dem Meer ragten. Und die See brandete heftig gegen diese Felsen – drei Tage Regen hatten die Wasser anschwellen lassen.

Ich drehte den Kopf zu allen Seiten, sah den Nebel, der über der See hing, und begann zu schwimmen.

Der Wechsel von der Selbstmordabsicht zum Überlebenskampf vollzog sich so schnell, dass ich die Entscheidung nie hinterfragte. Ich bewegte einfach nur meine

Arme - ich war immer schon kräftig gewesen, hatte indes vier Tage ohne Nahrung ausgehalten und war obendrein geschwächt von den unbeschreiblichen Mühen bei Marathon.

Ich ahnte, dass ich nicht lange durchhalten würde. Trotzdem schwamm ich, schnappte nach Luft und schwamm weiter, und schließlich - ich konnte es selbst kaum glauben, dass ich nicht schon längst tot war - umrundete ich eine Felsklippe und erblickte einen Sandstrand in der nächsten Bucht. Dort brannte ein kleines Feuer in Ufernähe.

Der Geruch der brennenden Fichtennadeln war wie eine Botschaft der Götter, und so verdoppelte ich meine Anstrengungen und schwamm weiter - zwanzig Armschläge, fünfzig Armschläge. Bis ich mit den Zehen sandigen Boden berührte.

Das letzte Stück ließ ich mich treiben und schleppte mich mit letzter Kraft den Strand hinauf. Mit den Beinen lag ich noch im Wasser, meine Ellbogen wurden umspült von Seetang.

Plötzlich spürte ich kräftige Hände und Arme, die mich ganz an Land zogen. Männer schleiften mich weiter den Strand hinauf. Ihre Sprache klang fremd in meinen Ohren. Als sie mich auf den Rücken drehten, sah ich in ernste, bärtige Gesichter - die Hautfarbe dieser Fremden erinnerte an altes, nachgedunkeltes Holz, ihre Kinnbärte waren schwarz.

Ich stammelte Dankesworte und sank in tiefe Bewusstlosigkeit, was vermutlich gut für mich war.

Als ich wieder zu mir kam, befanden wir uns auf See, und ich war an eine Ruderbank gekettet.

Vergesst nicht, ich war schon einmal Sklave gewesen. Doch dies war schlimmer. Viel, viel schlimmer, aber ich überlebte, eben weil ich wusste, wie es sich anfühlte,

Sklave zu sein. Ich kannte all die kleinen Demütigungen, ich wusste, wo Gefahren lauerten, wusste, welche Strafen drohten.

Bald erkannte ich, dass man mich knapp über dem Kielraum einer Trireme angekettet hatte - als Thalamit. Diese Männer rudern im Bauch eines Schiffes auf der untersten Ebene. Luft bekam ich nur durch die Öffnung, durch die der Ruderriemen geschoben wurde. Lederne Taschen sollten diese Öffnungen im Rumpf gegen Seewasser abdichten, doch natürlich schwappte dauernd Wasser hinein, das sich tief unten in der Bilge verließ.

Wann immer sich die Männer in der schräg über mir angeordneten Ruderbank erleichterten, fiel die Scheiße und Pisse auf mich. O ja, so war das damals auf dem untersten Deck einer von Sklaven geruderten Trireme.

Ich lag still da, solange es ging, wusste ich doch, dass man mich zum Pullen zwingen würde, sobald man merkte, dass ich mich regte. Aber irgendwann kann selbst der geduldigste Kerl keine Scheiße und Pisse mehr im Haar oder im Bart ertragen. Kaum hatte ich einen Arm bewegt, als der Rudermeister über mir auftauchte. Er verpasste mir mehrere Schläge mit einem Stock, wobei er zufrieden grinste. Dann drückte er mir den Riemen in die Hände. Allerdings nicht sofort, da er das lange Ruder erst mittschiffs holen musste.

Offenbar konnte er nur ein klein wenig Griechisch, und in meiner Mattigkeit verstand ich kaum ein Wort, doch dann beugte sich einer der Männer schräg über mir zu mir herab.

«Der ist ein Totschläger, Junge», raunte er mir zu. «Tu, was er sagt, sonst spießt er dich auf.»

Ich war noch so benommen, dass ich glaubte, der Mann spreche *über* mich und nicht *zu* mir. Ja, ich dachte wirklich, dass er dem Rudermeister erklärte, ich sei der gefürchtete Menschenschlächter. Ha!

Der Stolz fällt als Erstes von einem ab, wenn man Sklave ist.

Der Rudermeister grinste mich an, zog ein Messer und drückte mir die aufblitzende Klinge zwischen die Beine. Sein Grinsen wurde raubtierartig.

«Sagt ihm, ich weiß, wie man pullt!», rief ich verzweifelt. Mir blieb keine Wahl, ich musste klein begeben.

Der Rudermeister lachte. Und schlug mich.

Vermutlich wartet ihr jetzt darauf, dass ich euch erzähle, wie ich all meinen Mut zusammennahm, von der Bank aufsprang und all meine Widersacher erschlug, was, Freunde?

Nun, ihr wart nie Sklaven. Keiner von euch.

Nach einer Woche hatte ich mich an die Plackerei gewöhnt. Ich war kräftig genug, und es gab Proviant – halb garen Fisch, Gerstenbrot, saures Bier.

Ich aß. Ich wollte nicht mehr sterben. Oder besser, ich wollte nur deshalb am Leben bleiben, um den widerwärtigen Rudermeister erschlagen zu können. Denn ich hasste ihn schon jetzt abgrundtief. Ja, mein Hass auf ihn war wie eine schwärende Wunde in meinem Innern. Aber ich war ein Sklave, und er lachte mir ins Gesicht. Außerdem war er groß und sehr kräftig – er hatte Muskeln wie ein Athlet, der sich bei der Pankration misst. Und es machte ihm Freude, anderen Schmerz zuzufügen – uns, den Sklaven. Darüber hinaus genoss er es sichtlich, nicht nur seine unmittelbaren Untergebenen, sondern auch die Männer an den Rudern und die Deckmannschaft mit Beleidigungen zu überziehen.

Ich wurde geschunden wie ein Ackergaul. In der ersten Woche pullte ich in den Tiefen des Schiffes, und Salzwasser und Exkreme spülten um meine Fußknöchel. Bei dem Gestank wollte man im Grunde keinen

Handschlag mehr tun. Aber obwohl ich ausgelaugt und verletzt war, war ich im Vergleich zu anderen Männern durchaus kräftig. Die Rudermansschaft auf dieser Trireme hatte schon bessere Tage gesehen. Nach etlichen Stunden am Riemen - ich vermochte nicht zu sagen, wann und wo wir anlegten - durfte ich zu den obersten Ruderern, den Thraniten. Ich, der ich einst mein eigenes Schiff befehligte, das Ruder beherrschte und Segel setzen konnte. Und natürlich kämpfen.

Aber an Deck zu pullen war auch keine Verbesserung, abgesehen davon, dass die Seeluft frischer war. Denn oben hatte mich der böswillige Rudermeister ständig im Blick, und nicht nur er, sondern auch seine sechs Helfershelfer, die der Rudermeister einsetzte, um seine Autorität zu untermauern. Auf diesem Schiff gab es keine Epibatai - vielleicht waren die sechs Handlanger auch gleichzeitig Krieger - ein launischer, mürrischer Haufen. Jedenfalls stellten sie ihre Männlichkeit dadurch unter Beweis, dass sie die Ruderer quälten.

Das habe ich öfters erlebt: Das Verhalten des Anführers färbt auf seine Gefolgsleute ab. Hasdrubal - der Schiffseigner mit der Hakennase - war ein Phönizier aus Karthago. Er war hochgewachsen, kräftig gebaut und ein hinterhältiger Schläger. Nie gab er direkte Befehle - stattdessen quatschte er unnötig herum und manipulierte die Mannschaft, obwohl er mit klaren Ansagen mehr Erfolg gehabt hätte. Dann wiederum spielte er sich zu einem kleinen Tyrannen auf, obwohl er mit ein paar gut gewählten Worten schneller sein Ziel erreicht hätte.

In gewisser Weise sah er gut aus, stämmig wie er war, und nie war ich einem Mann begegnet, der seinen langen, gezwirbelten Bart so fein stutzte und mit duftenden Ölen einrieb wie Hasdrubal. Jedenfalls war mir auf See noch kein Mann begegnet, der so viel Wert auf seine

Barttracht legte. Von Männern aus Theben war mir das durchaus bekannt.

Aber genau diese Unfähigkeit, klare, unmissverständliche Befehle zu geben, wirkte sich auf die anderen Befehlshaber aus. Der Rudermeister war ein Tyrann, der andere gern quälte, der Segelmeister war ein Schwächling, der insgesamt zu viel trank und bei jeder Gelegenheit vor dem Rudermeister kuschte, sich aber gleichzeitig für diese Schwäche hasste. Dann gab es da noch die beiden Kerle an den Rudern – zwei Karthager, die ihr Handwerk offenbar erst noch lernen mussten. Es waren junge, schweigsame Burschen, die jedoch bereits so missmutig und verbittert wirkten wie alte Männer. Für euch vielleicht schwer vorstellbar, aber ich wechselte nie ein Wort mit diesen beiden Bastarden, zumal zwischen meiner Bank und dem Ruder eine Vertiefung im Deck verlief. Aber ich war davon überzeugt, dass die beiden Rudergänger im Grunde ganz ordentliche Kerle waren, die nur versuchten, unter dem brutalen Regiment eines Schlägers und eines Irrsinnigen zu überleben.

Denn Dagon, der Rudermeister, war verrückt. Offenbar war ihm die Machtposition zu Kopfe gestiegen. Vielleicht war er auch verrückt vor Zorn, oder jener verschlagene, böswillige Irrsinn hatte von ihm Besitz ergriffen, den manch eingefleischter Trinker an den Tag legt. Wie man es auch sehen mag, jedenfalls konnte ich jemanden, der andere mit Freude quälte, nur als irrsinnig bezeichnen.

Es sollte noch einige Tage dauern, ehe ich sein Missfallen zu spüren bekam. Heute weiß ich, dass wir irgendwo vor der Küste Dalmatiens waren und nach Norden ruderten. Den Gesprächen an Deck hatte ich entnommen – Sklaven war es verboten zu sprechen, es sei denn, man forderte sie dazu auf –, dass wir eine Ladung athenischer Häute, Töpferwaren und zypriotisches Kupfer an Bord

hatten. Offenbar sollten wir auf unserem Kurs so lange in Sichtweite der Küste bleiben, bis wir jemanden trafen, der uns Eisenerz und Zinn verkaufte.

Ich pullte. Ist man in ausgezeichnete körperlicher Verfassung, ist man imstande, über eine lange Strecke zu rudern, während man mit den Gedanken ganz woanders ist. Trotz meiner Verzweiflung, trotz der Mühsal und der Wunden vom Kampf war ich kräftig genug, den Riemen durchs Wasser zu ziehen – über Tage, ohne dass ich Schmerzen litt. In Gedanken jedoch war ich in düsteren Gefilden, sinnierte ich doch über mein Leben nach. Mein Leben mit Briseis. Mein Leben mit Euphoria. Mein Leben als Held, und mein Leben als Bronzeschmied. Ich verzweifelte nicht – es müssen schon mehr als drei Tage vergehen, ehe die Verzweiflung mich packt. Alles in allem hing ich düsteren Gedanken nach, und der Umstand, plötzlich wieder Sklave zu sein, tat sein Übriges.

Mit dem Stock bekam ich einen heftigen Schlag auf die Schulter.

«Du bist nicht im Takt!», brüllte der Rudermeister, und seine Speichelfetzen spritzten auf mein linkes Ohr.

«Doch, verflucht!», entgegnete ich, ohne über meine Worte nachzudenken. Denn in Wirklichkeit gab es an meiner Schlagzahl nichts auszusetzen.

Der nächste Schlag galt meinem Kopf. Ich versuchte, einen Schrei zu unterdrücken, und sackte halb über meinen Riemen. Doch der Bastard schlug mich wieder und wieder, fünf- oder sechsmal auf den Kopf und Nacken. Mein Nasenbein war gebrochen, Blut schoss mir aus der Nase.

«Schweig, Abschaum!», brüllte er mich an. «Wag es nicht mal zu schreien!»

Ich gab ein Gurren von mir.

Er verpasste mir noch einen Hieb. Und es war ein Stock aus Eichenholz, das kann ich euch sagen.

Irgendeinen Laut muss ich von mir gegeben haben. Vielleicht auch nicht.

«Schweig!», säuselte er plötzlich an meinem Ohr, mit der Stimme eines Mannes, der seine Geliebte umwirbt – im nächsten Moment schlug er erneut zu.

Mein Ruderriemen verhakte sich kurzzeitig mit dem Riemen meines Vordermanns, ich kam aus dem Takt, der Riemen zuckte aus dem Wasser und prallte gegen meine Brust. Rippen knackten. Ich stöhnte auf.

Wieder ein Schlag. «Schweig, Sklave!»

Verzweifelt versuchte ich, den Riemen unter Kontrolle zu bekommen. Tränen liefen mir über die Wangen, vermischten sich mit Blut.

Doch der Bastard lachte nur. «Du solltest lernen, wer du bist. Du bist ein Sack voller Schmerz, und ich lasse den Schmerz raus, wenn ich will. Es findet sich immer ein Grund. Bis du stirbst und mich verfluchst.» Breitbeinig stellte er sich vor mich, sodass er in meiner Sichtachse stand. «Ich bin Dagon, Herr des Schmerzes.» Er stieß ein bellendes Lachen aus.

In diesem Moment kam der Trierarch über Deck. Seine Stimme kannte ich schon. Ich sage das, weil ich nicht mehr klar sehen konnte. Vergesst nicht, dass ich verzweifelt versuchte, einen achtzehn Fuß langen Ruderriemen zu halten, während der Mistkerl mir auf den Rücken schlug.

«Du hältst die Schlagzahl nicht», sagte er herausfordernd und verpasste mir einen Schlag auf die linke Schulter. Darin war er Meister. Er schlug so hart zu, dass der Schmerz kaum auszuhalten war – doch er brach mir keinen Knochen.

Ich schätze, dass ich gewimmert habe.

Dagon lachte dreckig. «Schweig!», bellte er und schlug mich wieder.

Der Trierarch lachte nun ebenfalls. «Neue Sklaven taugen nichts, wie?»

Der Rudermeister gab mit seinem Stock einen Takt auf den Deckplanken vor. «Er hält den Rhythmus nicht», sagte er. Was gelogen war.

«Du lügst», spie ich ihm entgegen.

Beim nächsten Schlag verlor ich das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir kam, hockte ich auf der hintersten Bank der Thalamiten – bei den Niedrigsten der Niedrigen, und da die meisten Triremen mit dem Heck ein wenig tiefer im Wasser liegen, wurde die ganze Scheiße und Pisse in der Bilge nach hinten gespült, sodass ich bis über die Fußknöchel im Unrat steckte. Kaum dass ich stöhnte und erzitterte, kippte einer der Helfershelfer des Sklavenschinders einen Eimer Salzwasser über mich und drückte mir dann einen Ruderriemen in die Hände. Aufgrund des gebogenen Rumpfs am Heck der Trireme waren die Riemen an achtern kürzer und schwieriger zu handhaben. Das Rudern auf diesen Bänken war immer eine Strafmaßnahme, selbst damals auf meinem eigenen Schiff.

Ich musste mich übergeben, auf meine eigenen Beine natürlich. Doch ich begann, den Riemen durchs Wasser zu ziehen.

Die Zeit verlor ihre Bedeutung. Ich ruderte, litt Schmerzen, ruderte, litt Schmerzen. Aufseher kamen vorbei und prügeln auf mich ein, und ich pullte und litt Schmerzen. Über Nacht legten wir irgendwo an, nördlich von Korkyra, doch mich ließen sie angekettet auf meiner Bank, während die anderen an Land durften. Kritias, ein Grieche und einer der Handlanger des Rudermeisters, trat zu mir mit einem harten Stück Brot. Er tunkte es in die stinkende braune Brühe zu meinen Füßen und warf

es mir in den Schoß. «Ich hab fünf Oboloi gewettet, dass du das frisst», ließ er mich wissen.

Er bekam seine fünf Oboloi.

Danach war ich krank – Apollon hatte einen seiner Pfeile auf mich abgeschossen. Die Scheiße lief mir aus dem Leib, hinein ins ranzige Wasser. Ich kotzte, immer und immer wieder.

Aber ich ruderte weiter.

Die Sonne brannte aufs Schiff. Männer über mir starben. Ich war nicht das einzige Opfer – tatsächlich hatten sich Krankheiten an Bord ausgebreitet, sodass jeden zweiten oder dritten Tag Leute verreckten. Einige Zeit später – ich konnte nicht mehr einschätzen, wie viele Tage vergangen waren – legten wir erneut an. Wir waren irgendwo an der illyrischen Küste. Diesmal durfte selbst ich an Land. Wir aßen Schweinefleisch – natürlich bekamen die Sklaven nur die Abfälle, aber selbst die schmeckten nach all den Qualen köstlich. Und wir aßen alles restlos auf.

An diesem Abend begriff ich, dass wir in Illyrien waren. Einige Adlige der Gegend kamen zu unserem Schiff, und ich brachte genug Kraft auf, um das Geschehen zu verfolgen. Es waren zwei Herren und zwei Frauen auf Pferden, die hinunter zum Strand ritten.

Sie bedeuteten Hasdrubal mit einer Geste, dass sie in friedlicher Absicht kamen, und stiegen von ihren Pferden. Der Trierarch bot ihnen Brot, Salz und Wein an.

Die beiden Frauen waren jung und hübsch, aber keineswegs zierlich, sondern robust, wie man es oft bei den Illyrern sieht. Ihr Haar war hell wie die Sonne, ihre Haut gebräunt, ihre Kleidung bestand aus fein gesponnener Wolle. An den Handgelenken trugen sie goldene Armreifen.

Die Männer sahen weitaus älter aus. Sie waren hochgewachsen, trugen Bärte und unterstrichen ihre beson-

dere Stellung mit Goldschmuck. Die vier waren indes nicht allein gekommen. In gebührendem Abstand folgten ihnen Bedienstete mit Eseln und Maultieren. Die Tiere waren mit Zinn beladen, ich sah einige Barren davon.

Die Illyrer sind ein merkwürdiges Volk - es gibt dort nur Herren und Sklaven, und die Herren liegen die ganze Zeit über miteinander im Krieg. Sie sehen aus wie Griechen, einige sprechen auch Griechisch - sie verehren auch viele unserer Götter. Ja, viele dort kennen sogar die *Ilias* und die *Odyssee*. Aber es sind keine Griechen. Manchmal denke ich, dass sie doch aus griechischen Landen stammen, sich aber nie an die Herrschaft des Gesetzes gewöhnen konnten.

Aber an jenem Abend war ich weit entfernt von derart vernunftbestimmten Gedanken oder philosophischen Betrachtungen.

Ich war zu weit von den Leuten entfernt und konnte daher der Unterhaltung nicht folgen, aber die edle Kleidung mit den goldenen Fibeln, das verzierte Zaumzeug der Pferde und viele andere Details verrieten mir, wo wir im Augenblick waren.

Nun, solange es Leben gibt, gibt es auch Hoffnung, so sagt man ja wohl. Illyrer sind die übelsten Piraten im Entos thalassa, und plötzlich fiel mir ein, dass uns womöglich irgendein Pirat überfallen würde, wenn Hasdrubal weiter dem Verlauf der Küste folgte. Und die Götter wussten, dass wir in einem Seegefecht unterlegen gewesen wären - zwei Drittel der Besatzung bestand aus kranken Sklaven, und die paar Männer, die kampfbereit waren, waren feige Handlanger.

Es sagt einiges über meinen Zustand aus, wenn ich mich an die Hoffnung klammerte, von illyrischen Piraten gefangen genommen zu werden, die jeden versklaven, ganz gleich, welchem Stand man angehört.

An Land hatte man uns mit Stricken zusammengebunden und in eine Art Pferch gesperrt, der von zwei bewaffneten Wachen bewacht wurde. Bislang war ich auf dieser Fahrt noch nicht an Land gewesen, merkte aber schnell, dass uns nun niemand daran hindern könnte, mit den Mitgefangenen zu sprechen. Umso erstaunter war ich, dass keiner der anderen Ruderer den Mund aufmachte. Den Männern kam keine Silbe über die Lippen.

Das war die ernüchterndste Erkenntnis an jenem Abend. Noch nie waren mir Sklaven untergekommen, die nicht murrten – die nicht zumindest auf verborgene Weise aufbegehrten, selbst wenn sie zu sehr eingeschüchtert waren, um sich gegen ihre Herren aufzulehnen.

Diese Sklaven indes hockten schweigend da, mit geschlossenen Augen.

Ich ging von Mann zu Mann, wispernd, bis eine Wache in den Pferch kam. Ich erstarrte, gab mich unbeteiligt, aber er hatte mich bemerkt. Sogleich schlug er mit dem Speerschaft nach mir – schweres Eschenholz. Fast hätte er mir den Arm gebrochen. Er hatte so fest zugeschlagen, dass sich auf meinem Oberarm ein dunkler Bluterguss bildete. Ein nettes Gegenstück zu dem Schmerz, der von meinen angebrochenen Rippen ausstrahlte.

Ich gab keinen Laut von mir. Das zumindest hatte ich verinnerlicht.

Er lachte. «Fleh mich an, dich nicht wieder zu schlagen, Pais. Los, fleh mich an. Lutsch meinen Schwanz.»

Vermutlich hat mir die Erfahrung, schon einmal Sklave gewesen zu sein, das Leben gerettet. Dies war so ein Moment. Ein Mann, der immer schon frei war, hätte sich vielleicht unterkriegen lassen und wäre daran zerbrochen – oder er hätte aufbegehrt und wäre erschlagen worden.

Ich blickte starr geradeaus und stellte mich dumm.

Er stieß mir den Schaft in den Bauch, aber nicht so fest wie zuvor. «Du hast gehört, was ich gesagt habe!», grollte er.

Ich verzog keine Miene, sah ihm dann in die Augen und legte den Kopf leicht schief.

«Bist nicht mehr ganz bei Verstand, wie?», höhnte er.

Plötzlich drangen laute Stimmen bis zu uns. Leute riefen durcheinander, zornig, verzweifelt. Ein Schrei gellte durch die Nacht.

Der Wächter rannte aus dem Pferch und schlug das wacklige Tor aus Weidengeflecht hinter sich zu.

Der Pferch war auf die Schnelle zusammengezimmert worden - man hatte schlecht entastete Pfähle in den sandigen Boden gerammt und mit schwerem Tauwerk umwickelt. Durch die Lücken konnte man nach draußen schauen. Obwohl mein Arm verflucht weh tat, rückte ich näher an die Pfähle heran und spähte über den Strand.

Zwei andere Sklaven gesellten sich zu mir.

Die anderen blieben liegen, wo sie waren, die Augen immer noch geschlossen.

Unsere Wachen rannten zum großen Feuer in der Mitte des Lagers. Einer der illyrischen Diener war zum Waldrand geflohen, ein anderer lag mit dem Gesicht nach unten im Sand. Ich hatte einen Blick dafür, ich wusste, dass der Mann nicht mehr aufstehen würde.

«Du bist ein Narr», raunte mir der Thraker zu, der unmittelbar neben mir stand. «Machst nichts als Ärger.»

«Ja», grummelte der andere, ein Grieche. «Hör auf zu reden, wenn die uns hören können, verflucht.»

«Tut mir leid», murmelte ich.

«Skethes», sagte der Thraker.

«Arimnestos», sagte ich.

«Nestor», kam es von dem Griechen. Er sah aus wie um die fünfzig, hart wie eine alte Eiche.

Irgendetwas ging dort drüben am Feuer vor. Eine Frau kreischte. Aber es war zu dunkel, wir konnten nichts erkennen. Wir brauchten auch nichts zu sehen, wir wussten auch so Bescheid.

Dumpfe Schläge verrieten mir, dass dort jemand mit Speerschäften zu Tode geprügelt wurde – die Schläge prasselten wie Hagel auf eine Zeltwand aus gespannten Tierhäuten. Dann die Schreie der Frauen. Sie wurden vergewaltigt.

Doch nach und nach zogen sich die Sklaven im Pferch zum Schlafen zurück. Ich konnte das nicht. Ich lag da und spürte den schwelenden Hass in mir.

Gegen Morgen öffneten zwei andere Wachen den Pferch und warfen einen Mann in unsere Mitte. Er lebte noch. Ich brauchte kein Wahrsager zu sein, um zu wissen, dass dies einer der Illyrer war, obwohl sein Gesicht furchtbar entstellt und geschwollen war. Sein Körper war von Striemen und Prellungen überzogen, überall Blut und Dreck. Spuren der eigenen Scheiße an den Beinen.

Alle Sklaven wachten auf, als dieser arme Kerl in den Pferch geworfen wurde. Er lag reglos da, und das Blut sickerte aus seinen Wunden. Zeit verging. Zu viel Zeit.

Letzten Endes konnte ich es nicht mehr ertragen. Ich schätze, dass ich noch kein gebrochener Mann war. Erneut halfen mir meine Erfahrungen, die ich früher als Sklave gemacht hatte, denn ich war nicht zu Tode erschrocken. Allmählich lernte ich die «Regeln», so krank sie auch waren. Daher nahm ich das Tuch ab, das ich um die Lenden trug, tauchte den Stoff in das Trinkwasser – ja, junge Frau, ich sehe, wie du zusammenzuckst – und fing an, den Mann zu säubern.

Ich flößte ihm ein wenig Wasser ein, als er die Augen öffnete – es waren nur Schlitze, da das Gesicht zugeschwollen war.

Völlig unerwartet schlug er zu und traf mich an meiner kürzlich gebrochenen Nase. Dann stieß er eine Art Kriegsschrei aus. Skethes drückte die Schultern des Mannes zu Boden, während Nestor ihm mein Lendentuch in den Mund stopfte.

Die Wachen spähten durch die Ritzen der Palisaden und lachten.

Verflucht seien sie, dachte ich. Ich hatte einen Weg gefunden, um zu rebellieren. Ich machte mich wieder daran, den übel zugerichteten Mann zu waschen.

Zu dritt gelang es uns nach und nach, den Mann von dem schlimmsten Schmutz zu befreien. Zwischendurch verabreichten wir ihm etwas Wasser, und als die Sonne über dem Rand der Welt aufging, stopften wir ihm eingeweichtes Brot in den Mund. Inzwischen wusste er, wo er war. Doch er sagte kein Wort. Er stand unter Schock.

Sobald es heller wurde, sahen wir die Toten am Strand. Sechs insgesamt: die beiden Frauen, der andere illyrische Adlige, zwei illyrische Diener oder Sklaven und einer der Handlanger des Rudermeisters. Sie alle lagen in ihrem Blut.

Der Rudermeister weckte die restlichen Sklaven mit einem Schwall kalten Wassers und befahl uns, die Leichen zu verscharren.

«Ihr nutzlosen Ratten behaltet sie im Auge», beschimpfte er die Wachen. «Währenddessen könnt ihr euch überlegen, wie ihr mir den Preis von zwei blonden Sklavinnen bezahlt.» Einem der Wachen verpasste er einen Schlag. «Das werde ich euch vom Sold abziehen!»

Der Wächter zuckte zusammen.

«Nutzloser Feigling!», schimpfte der Rudermeister weiter. «Und einen habt ihr entkommen lassen. Jetzt haben wir nicht das ganze Zinn bekommen, und bald haben wir ihre Krieger auf dem Hals. Das ist euer Fehler!», schrie er den Mann an. Sein Blick huschte zu Kritias.

«Falls mein Partner hier aus der Gegend getötet wird, verkaufe ich euch alle in die Sklaverei!»

Wirklich, man wundert sich, dass ihn niemand umgebracht hat. Aber ich merkte mir das. Ich bin immer noch stolz, dass ich das aufschnappte und verinnerlichte – weder Hass noch Furcht noch der Wille der Götter verstopfte mir die Ohren. Dagon hatte einen Partner unter den Illyrern.

Offenbar hatte ich mir anmerken lassen, dass ich die Ohren spitzte.

Denn Dagon schlug mich mit dem Stock.

Ich gab keinen Laut von mir.

Die Wachen standen über uns und trieben uns mit den Speerschäften an, während wir eine Grube im Sand aushoben. Es ist aussichtslos, Leichen im Sand zu verscharren. Das ist eine Beleidigung gegenüber den Göttern und Menschen und eine Einladung für Aasfresser. Aber Dagon schien das kaltzulassen. Und der Trierarch blieb wortkarg und verschlossen.

Beim Graben stießen wir bis zur Schicht aus Kieselsteinen vor und schufteten wie besessen – wir gruben mit bloßen Händen, hatten keine Schaufeln. Schließlich trat der Trierarch zu uns und strich sich nachdenklich den Kinnbart.

«War es nicht ein wenig überhastet, die Gäste anzugreifen?», hörte ich Hasdrubal sagen. Seine Stimme zitterte. Er sprach zu dem Rudermeister, aber da niemand sonst auf dem Strand Lärm machte, trug der leichte Wind seine Worte bis zu uns. Er sprach Griechisch, wenn auch mit starkem Akzent. Aber ich verstand alles, was er sagte.

«Denkt Ihr?», fragte der Rudermeister. Er verzog höhnisch den Mund. «Keine Schwäche zeigen. Wir brauchen Sklaven. Deshalb sind wir ja hier. Außerdem brauchen wir nicht für das Zinn zu bezahlen.» Sein Blick fiel

auf den Waldrand. «Mein *Herr*, Ihr wisst so gut wie ich, dass sein Onkel uns anbot ...»

Der Trierarch spie in den Sand. «Wir sind hier, um Eisen an Bord zu nehmen», sagte er eingeschnappt. «Was habe ich mit Stammesfehden zu tun?»

«Unsinn, ich bin hier, weil ich Sklaven und Zinn brauche.» Der Rudermeister setzte ein breites Grinsen auf. «Und wir werden noch mehr bekommen. Auf dieselbe Weise. Epidavros hat es uns versprochen.»

«Wir haben sie wie Gäste empfangen», sagte der Trierarch.

«Hört auf damit», schärfte ihm Dagon ein. «Wir brauchen Epidavros.»

Eine lange Pause trat ein. Ich ging davon aus, dass jener Epidavros der Geschäftspartner des Rudermeisters war.

«Wieso habt ihr die Frauen umgebracht?», wollte Hasdrubal dann wissen.

Dagon zuckte mit den Schultern. «Ist einfach so über meine Leute gekommen», sagte er. «Wird nicht wieder vorkommen.»

«Sorg dafür, dass sich das nicht wiederholt. Und jetzt will ich fort von hier.» Hasdrubal deutete auf das Schiff. «Die sind zu schwach, mit bloßen Händen im Kies zu graben. Lasst die Leichen liegen. Hauen wir ab.» Er hielt inne, und an der Art und Weise, wie er den rechten Fuß auf und ab bewegte, sah ich, dass er Angst hatte. «Einer konnte fliehen. Sie werden uns überfallen.»

Doch der Rudermeister tat auch das mit einem Schulterzucken ab. Ich wusste längst, dass er das Kommando innehatte, nicht der Trierarch. Den Namen *Epidavros* merkte ich mir. Es gibt eine Stadt dieses Namens auf Lesbos. Einst traf ich dort Briseis. Wie dem auch sei, Dagon grinste schäbig.

«Epidavros wird uns nicht angreifen», sprach er. «Selbst wenn er's wollte, es würde Tage dauern, bis er mit den Verwandten dieser Bastarde da fertig ist.»

Der Trierarch aus Karthago wandte sich den Sklaven zu, die immer noch versuchten, die Grube auszuheben.

«Ich verlange, dass die Männer, die die Frauen getötet haben, dafür zahlen», sagte er. «Diese Frauen waren so viel wert wie der Rest unserer Ladung.»

Der Wächter unmittelbar über mir trat nach mir.

«Schneller, du Hurensohn!», zischte er. Er wusste, dass man ihn zur Rechenschaft ziehen würde, daher überspielte er als guter Lakai seine eigene Angst, indem er seine Wut an einem Sklaven ausließ.

Hasdrubal scheuchte uns zurück aufs Schiff. Alle, die ihm zu langsam waren, trieb er besonders hart an. Schließlich befahl er dem Rudermeister mit tönender Stimme, denjenigen den Stock spüren zu lassen, der als Letzter auf der Ruderbank saß. Die Folge dieser Drohung war natürlich, dass alle zum Schiff drängten und keiner der Letzte sein wollte.

Der Illyrer konnte kaum aus eigener Kraft gehen.

Dagon befahl mir, den Verletzten zu stützen, im Grunde ging es ihm aber nur darum, dass ich der Letzte an Bord sein würde. So kam es auch. Ich war nackt, mein Lendentuch hatte ich in der Nacht verloren. Dagon stieß mich quer über eine Bank und verprügelte mich mit dem Stock.

Dann kam er mit dem Kopf dicht an meinen. «Ich kann deine Gedanken lesen, Pais. Kümmere dich nur ruhig weiter um den illyrischen Sklaven. Zeig mir, aus welchem Holz du geschnitzt bist. Je besser du dich um ihn kümmerst, desto länger bleibt er für mich am Leben.» Er grinste und zog mich in eine sitzende Position. «Er schimpfte mich einen Feigling, wusstest du das, Pais?

Deshalb werde ich ihn lange leben lassen und ihm zeigen, was einen Mann ausmacht.»

Irgendwie gelang es mir, den Illyrer auf eine Bank zu ziehen – auf der Steuerbordseite an achtern, auf der Thalamiten-Bank, auf der ich zuletzt gesessen hatte. Lekythos, der Größte der Wachen, zeigte auf diesen Platz und wies mir dann die Bank schräg darüber zu.

Erst da sah ich, dass gut ein Drittel der Ruderbänke leer war. Die irrsinnigen Bastarde brachten die Ruderer um, ersetzten sie aber nicht.

Was wir jetzt gebraucht hätten, waren illyrische Piraten. Schlimmstenfalls hätten die Piraten uns alle umgebracht. Aber das hätte mich nicht gekümmert.

[...]